

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 9 (1933)

Heft: 31

Artikel: Die Ahnung

Autor: Mühlen, Hermynia zur

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Ahnung

Von Hermynia Zur Mühlen

Der Regen hatte uns auf der Wanderung überrascht, den Maler und mich. Wir waren in das kleine Dorf wirtshaus geflohen und saßen nun schon über drei Stunden im Gastsaal, an dem mit einem bunten Tuch gedeckten Tisch, hoffnungslos zum Fenster hinausstarrend, gegen das die trügen Tropfen des Landregens klopften.

In drei Stunden erschöpft man alle Gesprächsthemen, und wir begannen uns gegenseitig sehr zu langweilen. Die Pausen in unserer Konversation wurden immer länger; ich dachte etwas gereizt und voll Sehnsucht an mein gemütliches Wohnzimmer, wo ich jetzt so schön Tee trinken und ein gutes Buch lesen könnte, und der Maler war mir von Zeit zu Zeit einen grimmigen Blick zu, als sei der Regen meine Schuld.

Die dicke freundliche Wirtin brachte ihm den dritten Schoppen Landwein und mir die zweite Portion Kaffee. Sie blieb am Tisch stehen und betrachtete uns mitleidig:

«Die Herrschaften haben Pech», meinte sie. «Heute früh war das Wetter so schön. Aber ich hab gleich so eine Ahnung gehabt, daß es noch regnen wird.»

Sie wischte mit der Schürze die Krümen vom Tisch und watschelte in die Küche zurück.

Ich stürzte mich eifrig auf den Gedanken, den ihre Worte in mir erweckt hatten.

«Glauben Sie an Ahnungen?» fragte ich den Maler. Er wurde plötzlich lebhaft.

«Vor zehn Jahren hatte ich einmal eine Ahnung», erwiderte er. «Eine überwältigend starke Ahnung.»

«Ist sie in Erfüllung gegangen?»

«Ich werde Ihnen die Geschichte erzählen.»

Er blickte in den anbrechenden Abend hinaus. Der Regen und der große, vor dem Fenster stehende Kastanienbaum machten den Gastsaal dümmrig und füllten ihn mit geheimnisvoll huschenden Schatten. Hin und wieder schlug ein vom Wind bewegter Ast gegen das halbblinde Fenster.

«Wie gesagt, es war vor ungefähr zehn Jahren, an einem Sommerabend, im Theater. Das Stück war schlecht, Saisonende, die Aufführung ebenfalls; ich war schlechter Laune und hatte nicht die Energie, während der Pause ins Foyer zu gehen. Als die Lichter aufgeflammt waren, sah ich mich im Zuschauerraum um und mein Blick blieb an einer Loge haften, in der drei Menschen saßen, zwei Frauen und ein Mann. Die eine Frau war alt, weißhaarig, mit einem harten, fast bösen Gesicht, die andere ganz jung, ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren. Nicht besonders hübsch. Ihr Kleid verriet, daß sie aus der dunkelsten Provinz kommen mochte, es saß schlecht, die Farbe stand ihr nicht zu Gesicht, es wirkte veraltet, man sah ordentlich die kleine Schneiderin vor sich, ein eifriges Weiblein mit einer Brille auf der Nase, die ihre Kunst aus einem oder zwei Jahre alten Modeblättern schöpfe und versicherte:

«Das ist das Allerneueste, das trägt man jetzt in Paris.»

Trotzdem machte das Mädchen nicht den Eindruck einer armen Verwandten. Die Perlenkette um ihren Hals war echt — Sie wissen, daß ich mich auf solche Sachen verstehe —, und auch die vielen Ringe an den etwas plumpen, schlecht manikürten Händen waren echt und stellten einen großen Wert dar. Die Kleine war ängstlich, verlegen, mit unbeholfenen Gebärden. Ihre schönen braunen Augen blickten scheu von der alten Frau zu dem jungen Mann hinüber, der sich alle Mühe gab, sie zu unterhalten. Dieser junge Mann aber war ein Kapitel für sich. Der ganze Mensch schien die Verkörperung des Wortes Streber. Er gehörte zu dem entsetzlichen Typus, der seine Minderwertigkeitskomplexe durch Überheblichkeit kompensiert, der um jeden Preis vorwärtskommen will, der heimliche Grausamkeit mit sturer Zähigkeit vereinigt. Der Typus, dem nichts heilig ist außer seinem Ehrgeiz und der vor nichts zurückschrekt, um sein Ziel zu erreichen. Unter Politikern und großen Verbrechern findet man häufig solche Menschen. Er hatte nicht eine einzige freie Gebärde, jede war wohlüberlegt, und bestimmt galt das gleiche auch von seinen Worten. Ohne daß mir jemand etwas über diese drei Menschen gesagt hätte, kannte ich ihre Geschichte. Ein armer ehrgeiziger Teufel, der mit Hilfe seiner Mutter ein harmloses kindliches reiches Mädchen aus der Provinz eingefangen hat und mit ihrem Geld Karriere machen will. Sie sind wahrscheinlich erst verliebt, sind noch nicht verheiratet, sonst gäbe der junge Mann sich nicht solche Mühe, die Kleine zu unterhalten. Später wird das anders sein. Das Mädchen tat mir leid.

aber schließlich gibt es so viele unglückliche Ehen, eine mehr, eine weniger ...

Dann aber ereignete sich etwas, das mein gleichgültiges Bedauern durch ein anderes Gefühl ersetzte. Der junge Mann blickte in die Loge gegenüber, blickte hin wie ein Mensch, der seine Augen nicht zu zähmen vermag. Sein Gesicht veränderte sich, es wurde mit einem menschlich. Ich folgte seinem Blick.

Vielleicht erinnern Sie sich an die Schauspielerin Maria Linder? Sie war eine wunderschöne, sehr elegante Frau; die halbe Stadt war damals in sie verliebt. Und auch ich, der ich mir nur wenig aus Frauen mache, muß gestehen, daß ich nie wieder eine derartige Anmut und einen solchen Charme gesehen habe.

Der junge Mann sah die Linder an wie ein Verdurster der eine unerreichbare Quelle. Verzeihen Sie den banalen Vergleich, aber es ist der einzige, der zutrifft. Und dann sagte die Kleine aus der Provinz etwas, und der junge Mann riß die Augen von der schönen Frau los, um seiner Braut zu antworten. In dieser Sekunde mochte er die beiden Frauen verglichen haben, die eine reizlos, unerlenk, eine mit kostbarem Schmuck behangene Holzpuspe, die andere ... Ich sah den Blick, mit dem er die Kleine anschaut, und plötzlich lief es mir kalt über den Rücken. Dieser Mann hätte das Mädchen, das er heiraten würde, aber er wird diesem Haß nicht gestatten, seiner Karriere zu schaden. Er wird das Mädchen heiraten, des Geldes wegen. Doch was wird nachher sein ...? Und da packte mich die Ahnung, von der ich Ihnen vorhin gesprochen habe. Vor meinen Augen verschwamm das Theater, ich sah eine Zeitung vor mir, mit großen Lettern eine Schlagzeile:

GIFTMORD in einer der angesehensten Familien der Stadt!

Ich sah, wie der junge Mann die verhaftete Frau durch Gift aus dem Wege räumte, und wie die alte Frau mit dem bösen Gesicht, für die es auf der ganzen Welt nur den Sohn gab, ihn dabei half. Und dieses harmlose, hilflose Geschöpf, das nicht wußte, weshalb es dauernd krankte, das dem Manne und der Schwiegermutter dankbar war für die liebevolle Pflege, das so gerne leben wollte und glücklich sein ...

Fühlte das junge Mädchen denn nicht die drohende Gefahr? Lief ihr weiblicher Instinkt sie völlig im Stich? Und mußte ich, dem auf geheimnisvoller Art ihre Zukunft enthüllt worden war, sie nicht warnen, ihr nicht sagen, brechen Sie mir diesem Menschen, retten Sie sich? Man kann doch nicht einfach zusehen, wie ein Mord begangen wird.

Es war Sommer, aber ich fühlte, daß meine Hände eiskalt geworden waren und mir der kalte Schweiß auf der Stirn stand. Würde ich aufgestanden sein, meine Beine wären bestimmt eingeknickt; ich zitterte am ganzen Körper.

Aber was konnte ich tun? Ich kannte die Leute nicht, und selbst wenn es mir gelänge, sie kennenzulernen, so konnte ich das Mädchen doch nicht warnen. Sie hätte mir ja auch nicht geglaubt.

Während ich mir noch so den Kopf zerbrach, schrillte die Klingel, die Menschen kehrten auf ihre Plätze zurück, das Haus wurde dunkel und der Vorhang ging auf.

Ich weiß nicht, was im letzten Akt geschah. Ich sah eine andere Tragödie vor mir, eine Tragödie des wirklichen Lebens, deren ersten Aufzug ich miterlebt hatte.

Als ich das Theater verließ, traf ich einen Bekannten und blieb mit ihm vor dem Tor stehen. Die drei Menschen aus der Loge kamen vorüber und stiegen in ein äußerst elegantes Auto.

Mein Bekannter grinste:

«Der junge Gebhard hat Glück gehabt. Ein armer Teufel, ein kleiner Angestellter in einem Ministerium, der eines der reichsten Mädchen aus Pommern heiratet.»

«Ich möchte die Leute kennenlernen», sagte ich hastig.

«Weshalb? Der Bursche ist ein unangenehmer Streber, die Alte ein böses Weib, und das Mädchen ist von einer Langeweile ...»

«Trotzdem.»

«Wenn du willst, meinetwegen. Ich werde es so einrichten. Aber bilde dir nur nicht ein, daß du ihm die Kleine weg schnappen kannst. Die ist Hals über Kopf in ihn verliebt. Außerdem heiraten sie in vierzehn Tagen. Das Mädel ist eine Waise, deshalb lebt sie schon jetzt bei ihrer künftigen Schwiegermutter.»

Eine Woche später stellte mein Bekannter mich im Restaurant den drei Menschen vor. Ich hatte gerade um diese Zeit ein Bild ausgestellt, das viel Aufsehen erregte. Die alte Dame sagte zu mir:

«Sie müssen unsere kleine Edith malen, sobald die beiden von der Hochzeitsreise zurück sind.»

Und abermals lief es mir kalt über den Rücken. Es war eine Qual, mit diesen Leuten zusammen zu sein. Ich konnte nicht sagen, was ich wollte, und hätte doch am liebsten meine Warnung hinausgeschrien. Als ich mich verabschiedete, sagte ich zu der Kleinen:

«Wenn Sie jemals einen guten Freund brauchen sollten, gnädiges Fräulein, dann denken Sie an mich.» Und ich gab ihr meine Adresse.

Sie sah mich verblüfft an, und da bemerkte ich, daß sie, ordentlich angezogen und von ihrer Schüchternheit befreit, eine ganz hübsche Frau sein könnte.

Ich ging zu ihrer Trauung. Als der Ehering über ihren Finger gestreift wurde, schwindete mich. Mir war zumute, als sähe ich vor mir einen zum Tode verurteilten Menschen.

Wissen Sie, daß ich wegen dieser fremden Frau, die mich eigentlich gar nichts anging, schlaflose Nächte hatte? Daß ich, Monate hindurch, morgens in der Zeitung den politischen Teil unbeachtet ließ, um die Lokalnachrichten zu lesen, immer in der zitternden Angst, die eine Nachricht zu finden, die ich erwartete: den Mord, den ich hätte verhindern können?

Dann reiste ich nach Afrika, wo ich zwei Jahre blieb. Aber auch hier wurde ich den Gedanken an die junge Frau nicht los, er kehrte immer wieder und hat mir viele Stunden verdorben.

Die Unstände brachten es mit sich, daß ich erst vier Jahre später in die gleiche Stadt zurückkehrte, wo ich den ersten Aufzug der Tragödie miterlebt hatte. Der Bekannter, der mich seinerzeit den drei Menschen vorgestellt, traf mich auf der Straße und lud mich zum Essen ins Restaurant ein.

Ich wagte nicht, nach der jungen Frau zu fragen ...

Der Maler verstummte. Im Saal war es noch dunkler geworden. Eine unheimliche Stimmung lag in der Luft. «Und?» fragte ich ungeduldig. «Erzählen Sie doch weiter.»

«Als wir beim schwarzen Kaffee angelangt waren, kamen zwei Menschen ins Restaurant, ein Mann und eine Frau. Die Frau war sehr elegant, sie hatte hochmütige Gebärden, der Mann, der ihren Mantel trug, zottelte ängstlich und demütig hinter ihr her.»

«Da sind die Gebhards», sagte mein Bekannter.

«Wie?»

Ich traute meinen Augen nicht.

«Ja. Du hast sie doch auch gekannt, nicht wahr? Der arme Teufel, so etwas von „unter dem Pantoffel stehen“ gibt es nicht noch einmal. Er wagt kaum, den Mund aufzumachen, wenn seine Frau dabei ist. Früher konnte ich ihn nicht ausstehen, aber jetzt tut er mir wirklich leid. Seine Mutter ist gestorben. Er hat überhaupt nichts dreinzureden. Die Frau ist der Herr im Hause.»

Er grüßte zu dem Tisch hinüber, wo die beiden saßen. Die junge Frau nickte herablassend. Ich bemerkte, daß sie das Essen bestellte, ohne den Mann zu fragen, ob es auch ihm reicht.

Später kam noch ein junger Mann an ihren Tisch, ein berühmter Rennfahrer. Vielleicht bin ich den Menschen gegenüber zu mißtrauisch, aber wenn ich eine Frau hätte, so wäre es mir unangenehm, sie auf diese Art mit einem Manne kokettieren zu sehen. Gebhard jedoch saß stumm und ergeben da und sprach nur, wenn an ihn das Wort gerichtet wurde.»

Die dicke Wirtin kam gewatschelt und knipste das elektrische Licht an.

«Noch einen Schoppen», sagte der Maler.

«Sofort! Jetzt werden die Herrschaften gleich wieder losgehen können. Es regnet zwar noch, aber ich hab so eine Ahnung, daß wir einen schönen Abend bekommen werden.»

«Eine Ahnung», brummte der Maler und leerte versonnen sein Glas.

NASH-Vertretungen:

ZÜRICH: PROBST & CIE.
WERDMÜHLEPLATZ 3

GENÈVE: S. A. Perrot, Duval &
Cie., Garage de l'Athénée S. A.

LAUSANNE: Garage Wirth & Cie.

FRIBOURG: Garage de Pérolles

BIENNE: Grand Garage du Jura

LA CHAUX-DE-FONDS:
C. Peter & Cie., S. A.

LUGANO: Henri Morel, Garage

CHUR: Dosch & Meier

FLAWIL (St.Gall.): Hans Straßer

SCHAFFHAUSEN: Guyan & Cie.

BASEL:

Krähenbühl & Co., Hardstr. 21

SOLOTHURN: E. Schnetz & Cie.

BERN:

E. Huber, Garage Monbijou

LIESTAL: Konrad Peter & Cie.

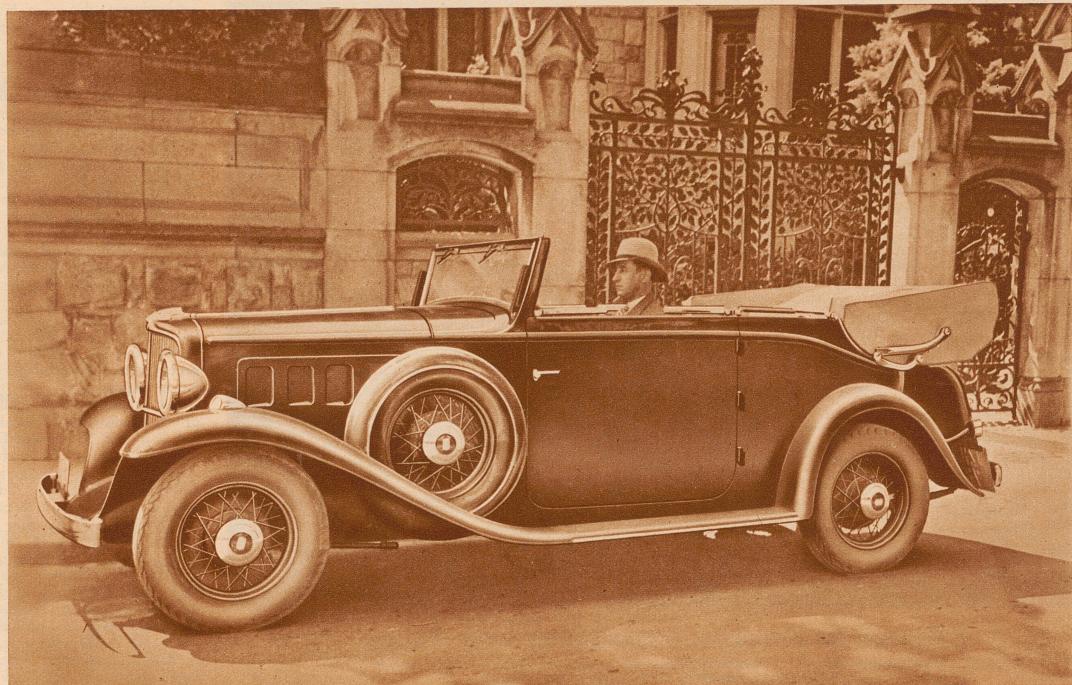
BRUGG: A. Schürch

THUN: Rud. Volz A. G.

ROHRBACH (Bern): H. Lanz

ZUG: Th. Klaus, Baar

LUZERN: W. Lienhard



Zu wirklich genussreichen
Ausflügen sollten Sie ein **NASH** CABRIOLET
fahren

Für



WOLY-REPTIL

Reinigt vorzüglich. Verhindert
das Verfärben des Reptilleders,
und gibt gelblich gewordenen
Schuhen wieder die Original-
farbe. Greift die empfindlichen
Farben nicht an.

Erhältlich in Schuh- und
Lederhandlungen



Fabrikant A. SUTTER Oberhofen Thurg.

Havanes
Admiral
Marke Schmetterling

Rüesch, Kunz & Cie Burg (Aarg)
vorm. R. Sammernhalder



Verlassene Indianersiedlung im Einzugsgebiet des Rio Tapajoz

Die Hütten bieten zuweilen Forschern, Jägern und neuangekommenen Kolonisten zu vorübergehendem Aufenthalt willkommene Unterkunftsstätten

(Fortsetzung von Seite 990)

Tana eine solche Frau beschaffen können, wie es Susi war?

Genug, ich beschloß, Tana solange bei mir zu behalten, wie es irgend ging. Eine Gelegenheit, sie in sichere Hände zu geben, würde sich dann noch finden lassen. Sie fand sich schneller als ich dachte. Das greift meiner Erzählung voraus, aber warum soll ich nicht schon jetzt sagen, daß ich Tana nach einem Jahr an Mrs. W. «verschenkte», Mrs.

W., eine stille, kinderlose Dame, mit einigen wissenschaftlichen Interessen. Ihr gehören große Kaffee-Pflanzungen in Brasilien, die für sie sehr gut verwaltet werden. Mrs. W. ist englischer Nationalität und sie würde vielleicht nicht in Brasilien leben, wenn ihre wissenschaftlichen Neigungen nicht wären. Sie sammelt mit Leidenschaft Vogelälge, und ich wurde mit ihr bekannt, weil mich einige Freunde darauf aufmerksam machten, daß ich mit den Vogelälgen, die in meiner Kiste sinnlos

vermoderten, der alten Engländerin eine große Freude machen könnte. Sie besuchte mich seitdem des öfteren, um sich mit meiner Hilfe in den unbekannten Stücken ihrer Sammlung zu orientieren. Viel konnte ich ihr nicht helfen, aber ich hatte immerhin manche von den Vögeln, die sie als tote Bälge besaß, lebend im Urwald gesehen. Die Gelehrten haben ausgerechnet, daß es in Brasilien allein dreißigtausend Schmetterlingsarten gibt. Wieviel verschiedene Vogelarten in den Urwäldern existieren, hat noch niemand errechnen können. Sicher sind es nicht dreißigtausend Arten. Aber immerhin wird wohl eine erstaunliche Ziffer zusammenkommen. Für meine Laienbegiffe war die Sammlung von Mrs. W. erstaunlich groß, weil sie über tausend Vögel enthielt. Mrs. W. sah in meinem Hause Tana und nachdem sie bei einem zweiten Besuch die Schicksale des Mädchens erfahren hatte, faßte sie eine Zuneigung zu ihr, die mancher vielleicht verstiegen nennen kann, die ich aber als sehr glücklich empfand. Mrs. W. adoptierte Tana und sie lebt heute noch bei ihr. Ob sich das Geschick des Mädchens freundlicher gestaltet hätte, wenn ich sie den Wissenschaftlern von Rio übergeben hätte, kann ich bezweifeln, ohne deshalb als hochmütig zu gelten.

Als bekannt wurde, daß ich wieder in Rio sei, umdrängten mich meine Freunde von früher und das alte Leben in den Salons der Damen von Rio hätte wieder beginnen können. Aber ich hatte jetzt einen festen Lebensplan. In den brasilianischen Wäldern war mir beim Anblick der riesenhaften Schlangen der Gedanke gekommen, daß es noch niemals gelungen sei, eine Schlange, die größer als sieben oder acht Meter ist, in die zoologischen Gärten der Zivilisation zu bringen. Erfahrungen mit Schlangen hatte ich genug und so beschloß ich, mich eine Zeitlang als Tierfänger zu versuchen. Es gelang mir auch, einen Vertrag abzuschließen. Als das Jagdgebiet, in dem ich mich versuchen wollte, war Französisch-Guyana aussehen. Ich konnte also, wenn ich die Sorge um Tanas Zukunft los war, nach Guyana aufbrechen.

Vorläufig aber war Tana bei mir und ich erlebte, solange sie bei mir war, die wunderbaren Gefühle, die vielleicht eine Mutter empfinden muß, wenn sie ihr hilfloses Kind selbstständig werden sieht. Es soll keiner über mich lachen. Meine Gefühle für die kleine Indianerin waren tatsächlich von der kompliziertesten und absonderlichsten Art.

Vielleicht kann man das nicht so empfinden, weil ich lediglich sage, ich sah, wie sie selbstständig wurde. Die tausend Einzelheiten zu erzählen, wie das geschah, wäre ein großes, dicker Buch für sich und das hätte für andere nicht den Wert, den ein Album mit tausend Photographien eines Säuglings für die Mutter eben dieses Säug-

(Fortsetzung Seite 999)

Auf Touren und Reisen

ASPIRIN

nicht vergessen!

In allen Apotheken

lings hat. Wir andern gähnen schon, wenn wir die dritte Seite des Albums umgeblättert haben, aber die Mutter steht bei uns und fragt mit leuchtenden Augen: Ist es nicht ein süßes Kind?

So erlebte ich Tana. Sie lernte am Tag nicht mehr als vier oder fünf Worte. Aber wie lernte sie diese paar Worte!

Ich brachte für sie aus der Stadt ein Paar Schuhe mit. Als ich sie ihr auf die Füße zog, sagte ich «Zapato», ganz langsam sagte ich «Za-pa-to». Das wiederholte ich immerzu, bis Tana mir nachsprechen konnte: «Za-pa-to». Sie sprach es leise erst, dann laut. Sie sang es vor sich hin und verstummte dann glückselig lächelnd, weil sie sich im Besitz eines neuen Geheimnisses glaubte. Nach einiger Zeit traf ich sie im Garten, auf der Erde liegend. Ich fasste sie am Fuß und blickte sie so fragend an, wie es mir nur möglich war. Da wurde ihr Gesicht zunächst ganz ratlos, dann versank sie in langes Nachsinnen und schließlich wußte sie, was ich wollte und sagte: «Za-pa-to».

So wie mit diesem Wort ging es mit hundert anderen, fünfhundert und mehr. Die Überraschung für Susi und mich aber waren die Worte, die sie von selbst lernte.

Eines dieser Worte brachte mich dann auf die Spur jenes großen Geheimnisses, das Tana in ihrer Brust barg, ohne zu wissen, daß es für mich und die Welt ein Geheimnis war.

Ich spreche von nichts anderem, als von dem Schicksal der Fawcett-Expedition.

Wir waren eines Tages unten am Strand, Tana und ich. Tana lag auf meinem Bademantel und ich war weit ins Meer hinausgeschwommen. Wie es bei solchen Schwimmen geht, läßt man sich über die Wellen gleiten, die uns entgegenkommen. So merkt man nicht, eine wie große Strecke man zurücklegt. Erst als um mich nichts weiter war als Wasser und Himmel, wußte ich, daß ich umkehren mußte. Als ich mich umdrehte, war der Strand, wo Tana war, nur noch ein Strich. Ich nahm die Lungen voll Luft und schwamm zurück so schnell ich konnte, denn ich dachte mir, daß Tana sich ängstigen würde und dann

**Wir
zahlen Ihnen
100
FRANKEN
an
Ihre Ferien!**

So heißt die von unserer Administration veranstaltete neue, interessante Preis-aufgabe. Die Teilnahmebedingungen sind auf Seite 1002, unter der Rubrik «Ferien in der Heimat», angegeben

war ich auch plötzlich besorgt um das Mädchen. Ich schwimme, daß mir der Kopf zu schmerzen beginnt, und als der Strand größer wird, sehe ich, daß Tana aufrecht steht und nach mir Ausschau hält. Ich hebe mich aus dem Wasser hoch und schreie einen spitzen, hohen Schrei. Das hört sie und winkt mir zu. Jetzt bin ich heraus und wate durch das Wasser auf Tana zu. Sie sitzt, die Hände vor der Brust, auf dem Bandemantel wie eine kleine, gelbe Götterfigur. Habe ich gesagt, daß alle Leute, die mit Tana zusammenkamen, sie für eine Perserin oder für eine Ägypterin gehalten haben? Es war so niemand kam darauf, daß sie eine weiße Indianerin sei.

Tana saß auf dem Bademantel, und als ich auf sie zukomme und mich lang in den Sand werfen will, sehe ich, daß sie in den Sand rings um den Bandemantel herum Zeichen gemalt hatte. Ich stehe starr und steif und stiere nur immerzu in den Sand. Dann sehe ich Tana an. Sie blickt halb ängstlich zu mir hoch, halb triumphierend. In den Sand ist ein Kreis von Monogrammen gemalt und jedes Monogramm ist ein doppeltes R, so wie wir es auf der Tabakbüchse an dem verkohnten Lagerfeuer im Urwald gefunden hatten. Wohl zwanzigmal hat Tana in den Sand geschrieben: R. R. Es ist das R. R. aus dem Walde, daran kann gar kein Zweifel sein, wenngleich auch Tanas Schriftzeichen viel stilisierter aussehen als das Monogramm, das wir gefunden haben.

Ich hocke mich neben dem Mädchen hin und fasse sie an die Schulter. Sie lacht mich glücklich an, daß ich wieder da bin. «Tana», sage ich, «was hast du hier aufgeschrieben?» Das hätte ich mir sparen können, denn sie versteht mich ja nicht. Ich muß es anders versuchen und sage zu ihr ganz laut:

«Ralaigh Rimell.»

Ich wiederhole den Namen dreimal. Sie sieht mich erstaunt und unwissend an. Ich schüttle sie derb an der Schulter, um vielleicht irgendeine Erinnerung emporzutragen. Dabei sage ich dauernd:

«Ralaigh Rimell, Ralaigh Rimell, Ralaigh Rimell!»

Sie zuckt zusammen, weil ich ihr wehe getan habe, aber ihre Augen verraten nicht, ob sie den Namen schon ein-

NUR FLIT WILL ICH...

es tötet alle lästigen Insekten.

Es ist nicht nötig, die dauernde Belästigung und Gefahr durch Insekten zu dulden. Flit vernichtet Fliegen, Mücken, Schnaken, Wanzen und alles Ungeziefer einfach, rasch und sicher. Harmlos für Menschen. Fleckt nicht. Flit nur echt in der plombierten gelben Kanne mit schwarzem Band - niemals lose.

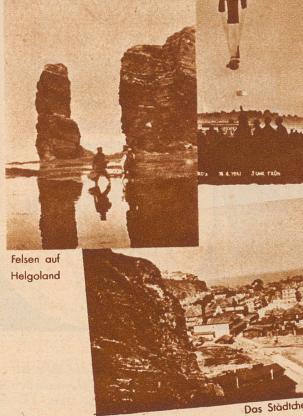
ACHTEN SIE AUF DEN FLIT - SOLDATEN!



Prof. Piccard



Piccard's Start zum zweiten Stratosphären Flug



Felsen auf Helgoland

**Von der Stratosphäre
und vom Meeresgrund**

Die stets gut unterrichtete Neue Zürcher Zeitung berichtete anlässlich des sensationellen Aufstiegs in die Stratosphäre, den Prof. Piccard von Düsseldorf aus im Sommer 1932 unternahm, daß der an alles denkende Gelehrte als Proviat 6 Toblerone mit in die Gondel nahm. Allerlei berichteten dann die Zeitungen noch von Piccards Chokolade. Was wir heute festhalten möchten, ist die Tatsache, dass die Toblerone nicht nur den Weltmarkt erobert hat, sondern auch die Stratosphäre. Toblerone in beinahe 17 000 Meter Höhe! Das ist neben der Höchstleistung, welche die Toblerone-Qualität darstellt, ein Rekord, der nicht sobald geschlagen wird. Wie es zu hoffen ist, werden die künftigen Stratosphärenforscher dem Beispiele des Meisters folgen und auch Toblerone* oder dann Tobler-Nimrod** als Proviat mit sich führen.

*Toblerone mit Milch, Mandeln und Honig.
**Tobler-Nimrod: Bitter-Chokolade mit Malzbiscuit. Beide haben die Eigenschaft, verbrauchte Kräfte rasch zu ersetzen: Sportsleute, Militär und alle, welche Höchstleistungen vollbringen wollen, bevorzugen aus diesem Grunde die vorzüglichen Tobler-Spezialitäten.

STAATLICHE BIOLOGISCHE ANSTALT
AUF HELGOLAND

Aber Toblerone ist nicht nur in 17,000 m Höhe anzutreffen, sondern auch tief im Grunde des Meeres, wie aus nachfolgendem Schreiben der staatlichen biologischen Anstalt auf Helgoland hervorgeht. Das Institut schreibt:

Die Pflanze, wie sie auf dem Meeresgrund gefunden wurde

Helgoland, den 18. April 1932

Firma
Société anonyme Chocolat T
Schokoladenfabrik
SCHWEIZ BERN

Im vergangenen Jahre haben wir hier selbst an der Küste einen eigenartigen Sie sicherlich interessanteren Fund gemacht. Bei Ebbe, wo also der Wasserspiegel hier in der Nordsee mehr als um 2 Meter gefallen war, haben wir auf einem grossen einen Meter langen Seetang, welcher auf dem Meeresgrund festgewachsen war, deutlich eingeschwachsene Schriftzeichen entdeckt und zwar sehr deutlich leserlich den Namen Ihrer Firma. Diese eigenartige Errscheinung kann wir uns nur so erklären, dass dieser Tang zufällig mit einer von Ihrer Firma kommenden Schokoladenpackung in Berührung gekommen ist.

Die stoffliche Ursache ist, wie Sie auf beiliegender sehen, lediglich die Goldschrift auf Ihren

Das Städtchen Helgoland

Seetang bei Ebbe

Helgoland von der See aus

Die Küste von Helgoland

mal gehört hat. «Tana», sage ich und deute auf den Kreis der Monogramme.

Sie blickt mich lange an und in ihrem Gesicht arbeitet es sehr. Dann leuchten ihre Augen auf und sie sagt: «Schweinerel!»

Was ist das nun wieder! Ich sinne den ganzen Tag darüber nach, wann und in welchem Zusammenhang ich «Schweinerel!» gesagt habe. Das deutsche Wort ist in meinem Munde keine Seltenheit, wie ich leider zugeben muß, aber wann habe ich zu Tana gesagt «Schweinerel!»? Jetzt weiß ich: Einmal habe ich «Schweinerel!» gesagt, als ich mit einem weißen Anzug angezogen hatte, um ausgehen zu können. Als ich in dem weißen Linnen unter die Türe trat, von Tana begleitet, zog gerade ein Gitter auf. Ich mußte, obwohl ich elsig war, zurück ins Haus, um mich umzuziehen. Da habe ich sicher gesagt «Schweinerel!» Ob sie mit Schweinerel ein Götter meint oder irgend etwas am Himmel, weil ich doch nach dem Himmel gestarrt habe und dann gesagt: «Schweinerel!». Es kann beinahe nicht sein.

Ich sinniere weiter und am Abend fällt mir etwas anderes ein. Einmal hatte ich ein Auto geliehen, um mit Tana einen Ausflug zu machen. Der Wagen war plötzlich stehen geblieben und in meinem Ärger über die Panne, die ich mir nicht erklären konnte, bin ich ein paar mal um den Wagen herumgelaufen und habe dabei des öfteren das Wort «Schweinerel!» gebraucht. Dann bin ich wieder in den Wagen gestiegen, habe frisch eingeschaltet und auf einmal sprang der Motor wieder an. Dabei werde ich noch einmal gesagt haben: «Na, so eine Schweinerel!»

Ich weiß, wie sehr das Automobil auf Tana gewirkt hat. Dann erinnere ich mich deutlich, was für ein erstauntes und ratloses Gesicht sie machte, als sie mich um den toten Wagen herumrennen sah, als er stehengeblieben

war, wie glücklich sie war, als der Wagen wieder an sprang. Ob «Schweinerel!» einfach das Unerklärliche für sie ist?

Am nächsten Morgen spazieren wir beide im Garten. Tana trägt ein blaues Sommerkleid und sieht darin wie irgendeine exotische Schönheit aus, niemals wie eine Wilde. Sie macht einen Vogel nach. Das ist überhaupt mein liebstes, wenn sie Tierstimmen nachahmt. Sie weiß, daß ich mich darüber freue und wird nicht müde, alle Stimmen des Urwaldes zu erzeugen. Sie kann ähnlich wie eine Affenherde, surren wie ein Kolibri und wie ein Panther zischen. Sie kennt die Lockrufe aller Vögel, sie kann melancholisch pfeifen, wie es die Vögel im Schilf tun, selbst wie die gefederten Tenöre der Luft.

Ich spaziere mit ihr im Garten und habe meinen Plan gemacht. Ich bücke mich plötzlich und ziehe mit dem Finger blitzschnell das Monogramm in den Sand: R. R. Sie sieht mich an und sagt: «Schweinerel!»

So kommen wir nicht weiter. Wir wir weiterkommen werden, weiß ich nicht. Ich kann mich auch an diesem Tage nicht mehr darum kümmern, weil ich nach Rio hinein muß. Als ich zurückkomme, ist Tana noch auf. Sie sitzt in meinem Zimmer und hält ein Stück Bambusrohr von einem halben Meter Länge in der Hand. In dieses Rohr hat sie mit einem Messer allerlei Zeichen geschnitten, und zwar so, daß die Zeichen erhaben stehen, wie bei einem Druckstock. Neben sich hat Tana ein Schälchen stehen mit einem schwarzen Brei. Nachher sah ich, daß dieser Brei aus Kohlensirup und Wasser gemacht war. Sie reicht mir den Bambusstock. Ich will ihn mir genau betrachten, aber sie hat ihn mir schon aus der Hand genommen und bestreicht ihn mit dem schwarzen Zeug. Dann hält sie den Stock hoch in der rechten Hand, schlägt ihr Kleid hoch und rollt sich den Stock über die Beine. Ihre Beine sind jetzt bedruckt mit schwarzen Hieroglyphen,

seltsame Zeichen, die zwar absonderlich fremd sind, die ich aber doch schon einmal gesehen haben muß, vielleicht an den Inka-Gräbern. Solche ähnlichen Zeichen, aber nur in roter Farbe, trug auch der Indianer auf seiner Brust, den wir am Ufer des Rio Morto gefangen hatten. Das alles ist nicht erstaunlich, aber erstaunlich ist, daß am Rande dieser Hieroglyphen immer das Monogramm RR steht. Es zieht sich über Tanas Beine abwärts mit den anderen Zeichen. Als sie ihre Haut ganz bedruckt hat mit der schwarzen Farbe, sieht sie zu mir hoch, lächelt glückselig und sagt: «Schweinerel!»

Was soll ich nur mit diesem vertrackten Soldatenwort beginnen, das sich so merkwürdig ausnimmt im Munde meiner Wilden?

«R. R.» Was ist das?

Ich halte den Bambusstab mit den Hieroglyphen in der Hand. Ist es der Zauberstab, den ich nur zu haben brauche, auf daß sich mir ein großes Geheimnis offenbart? Als Tana schon schlaf, nehme ich mir den Stock her, beschmieren ihn mit Rübsirup und lasse ihn über ein großes Stück Papier rollen. Der Stock drückt tadellos. Da sind die krausen Zeichen, und da steht rechts und links immer wieder das Monogramm «R. R.»

Von da an trage ich Tanas Bambusstock immer bei mir, wie ein Kapellmeister seinen Taktstock mit sich herumträgt. Wenn ich auch nicht wußte, was mit dem Stock beginnen, so wurde er mir doch lieb, und er war ein angenehmes Spielzeug.

Eines Tages fuhr ich mit Tana spazieren. Sie saß neben mir am Steuer, und zwischen uns lag der Stock. Einmal stand der Wagen am Straßenrand. Es war auf dem Platz

(Fortsetzung Seite 1003)



für Gas und
Elektrisch

Endlich ein Kochgeschirr, das alle Ansprüche erfüllt! **Metallit** ist ein unzerbrechliches Stahlkochgeschirr, das innen mit einer widerstandsfähigen Glasur überzogen ist. Gegen Hitze und Säure ist **Metallit** unempfindlich. Für die elektrische Küche sind besondere Modelle mit ganz ebenem Boden erhältlich. **Metallit** - Kochgeschirr ist dem besten ausländischen Fabrikat ebenbürtig. Auskunft über Verkaufsstellen durch die

Metallwarenfabrik Zug

Sanatorium Kilchberg bei Zürich

Private
Nerven-Heilanstalt

Behandlung aller Formen von Nerven- und Gemütskrankheiten, Epilepsie, Behandlung, Entziehungskuren, Psychotherapie, physikalische Behandlung, Arbeitstherapie

Ärzte: Dr. H. Huber
Dr. J. Furrer

Besitzer:
Dr. E. HUBER-FREY

Verlangen Sie bitte Prospekte



SEIN STOLZ

(Berner Sennenhunde „Dürrbächler“)

Für nähere Auskunft und freie Besichtigung wende man sich an den Züchter und Besitzer: Franz Gertsch, Zollstraße 50, Zürich 5 Tel.: 56.108



Angehörigen und Freunden im Ausland

ist die «Zürcher Illustrierte» jede Woche ein neuer Gruß aus der Heimat. Bitte, machen Sie Ihnen diese Freude. Auslandspreise: Jährl. Fr. 16.70 bzw. Fr. 19.80, halbj. Fr. 8.85 bzw. Fr. 10.20, viertelj. Fr. 4.50 bzw. Fr. 5.25



Verwenden Sie nur

Chesebrough-Vaseline

(mit dem Leuchtturm)

das einzigartige, säurefreie Naturprodukt.

Zu haben in Gläsern, Tuben, Blechdosen: in Apotheken, Drogerien, Parfümerien etc. — Lager: Basler Lagerhausgesellschaft, Basel

Beim Sonnenschein!

Im Schneesturm!

Gegen Gletscherbrand!



So etwas hat man gern!

RUFF'S

kräftigen, knackigen und währschaften

ZÜRI Schüblig

In kürzester Zeit bereiten Sie damit ein nahrhaftes sowie preiswertes Essen. Praktisch bei unerwartetem Besuch, für Touren, Ausflüge und die Ferien. Sollte in keinem Hotel, Restaurant oder Pension fehlen. Lohnender Artikel für Wiederverkäufer.

WURST- UND CONSERVENFABRIK

RUFF / ZÜRICH



vor einer großen Kathedrale, und ich war ausgestiegen, mir Zigaretten zu kaufen. Als ich zurückkam, hielt Tana den Stock in der Hand. Ich wollte weiterfahren, aber sie legt die Hand auf mein Knie und schüttelt den Kopf. Dann zeigte sie mit dem Stock auf das Kreuz der Kirche gegenüber und sagt: «Schweinerei!»

Ich nahm ihr den Stock aus der Hand und machte ein zorniges Gesicht, um ihr zu zeigen, daß sie so etwas nicht sagen dürfe. Sie verstand mich nicht. Beinah riß sie mir den Stock aus der Hand, klopft sich mit dem Stock ans Knie, dann zeigte sie wieder auf das Kreuz und rief «Schweinerei!». Jetzt gab ich Gas und fuhr los, denn unser kleiner Ringkampf um den Bambusstock hatte die Passanten aufmerksam gemacht, und wenn «Schweinerei» auch ein deutsches Wort ist, so konnte es dennoch sein, daß einer oder der andere den Sinn des Wortes verstanden hätte. Man braucht nicht einmal bigott sein, um eine so schwere öffentliche Beschimpfung des Symbols der Christenheit übelzunehmen.

Als wir wieder zu Hause waren, zimmerte ich mir aus Holz ein Kreuz und trat damit vor Tana hin. Dann reckte ich die Hand, in der ich das Kreuz hielt, hoch empor und sprach dreimal das Wort «Fetisch» aus. Ich sprach es ihr weiter vor, solange bis sie selbst sagen konnte «Fetisch».

Man muß verstehen, warum ich gerade das Wort «Fetisch» für das Symbol des Kreuzes gewählt hatte. Tana wußte nichts von unserer Religion, aber sie kannte die ihre. Es gibt kein Volk ohne Religion. Für die Symbole und Zeichen der Indianer-Religion aber schien mir das Wort «Fetisch» viel besser zu passen als irgendein anderes. Ich mußte Tana klarmachen, daß ein Kreuz für uns Christen ein «Fetisch» ist, etwas Heiliges.

Am Abend war ich mit ihr im Garten. Die Sonne ging unter. Wie wir saßen und in die Sonne sahen, kam mir die Amazonas-Legende in den Sinn, und ich dachte daran, daß viele Völker des Amazonas die Sonne als heilig verehren.

Ich sprang von der Bank, wo wir saßen, auf. Tana sah mich erschrockt an und sieß einen kleinen Schrei aus, als ich mich auf die Knie niederfallen ließ und die Arme nach der Sonne ausstreckte. Dabei rief sie immer wieder: «Fetisch, Fetisch!»

Dann erhob ich mich aus dem Sand und blickte mich nach Tana um. Ihr Gesicht war nicht mehr erschrocken wie eben noch. Sie sah mich sinnend an, und der Ausdruck ihres Gesichtes war friedlich und glücklich.

Am nächsten Tag fuhr ich mit Tana wieder zu der Kathedrale. Als ich an der Stelle hielt, wie gestern, hob ich den Bambusstab, zeigte auf das Kreuz und sagte dabei langsam das Wort «Fetisch». Hatte Tana jetzt begriffen? Sie zog mir den Bambusstab aus der Hand, ließ ihn auf und nieder wippen und sagte dabei «Fetisch». Sie nahm den Stock hoch, zeigte auf das Kreuz, sagte «Fetisch», dann kletterte sie aus dem Wagen heraus, klopfte mit dem Stück Bambus an die Kühlerhaube und sagte wieder «Fetisch».

(Schluß folgt)

Dem Bild-Inserat ist die nachhaltigste Wirkung zu eigen.
Verlangen Sie unverbindliche Vorschläge · Inseraten-Abteilung der „Zürcher Illustrierte“

